

Titelbild : Renaissance der Zivilgesellschaft : Privatheit und Öffentlichkeit im Widerstreit : Karl Walsers Fensterblicke

Autor(en): **Wirth, Michael**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **79 (1999)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-166118>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

RENAISSANCE DER ZIVILGESELLSCHAFT

Privatheit und Öffentlichkeit im Widerstreit: Karl Walsers Fensterblicke



Karl Walser, *Blick aus dem Fenster* (1900),
Öl auf Karton,
Gottfried Keller-Stiftung,
Museum Neuhaus, Biel

Heute spricht man kaum noch vom Maler Karl Walser. Das literarische Werk seines Bruders Robert hingegen ist seit rund zwei Jahrzehnten wieder in aller Munde – nicht nur im deutschsprachigen Raum ist es wiederentdeckt worden, sondern auch in Italien, Frankreich und Spanien wurden seine Romane und kleinen Prosastücke in den letzten Jahren in Windeseile übersetzt. Zu Beginn dieses Jahr-

hunderts, als die beiden Brüder in Berlin lebten, war das anders. Die Regisseure der Berliner Theater, allen voran Max Reinhardt, rissen sich um Karl, dessen Bühnenbilder – ein Novum – vom Publikum beklatscht wurden. Wohlhabende Berliner, unter ihnen Walter Rathenau, liessen sich die Decken und Wände ihrer Villen am Wannensee und im Grunewald ausmalen oder bestellten Zeichnungen und Gemälde. Derweil sass Robert in seiner Mansarde und schrieb mässig erfolgreiche Bücher. Dass die Brüder weitaus mehr gemein hatten, als es den Anschein hatte – der Bruch in den zwanziger Jahren hatte den Blick auf das Verbindende immer wieder verstellt – wurde erst 1990 von Bernhard Echte und Andreas Müller («Die Brüder Karl und Robert Walser, Maler und Dichter», Rothenhäusler Verlag, Stäfa) dargestellt. Deutlich wurde einem breiteren Publikum zum ersten Mal die Kongenialität, mit der Karl Roberts Bücher illustrierte und Robert zu Karls Bildern Texte schrieb. Zwei Themen werden sichtbar, die eng miteinander verknüpft sind: Das Spannungsverhältnis zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, jenes die Existenz zerreissende Gefühl mithin, auf Distanz zu der Welt da draussen gehen zu müssen und dennoch ihrer zu bedürfen, um überhaupt malen und schreiben zu können. Karl wurde damit besser fertig als Robert: «Einen Erfolgsmenschen» nannte ihn Robert einmal halb verächtlich, halb bewundernd. Mit einer häufig wiederkehrenden, aber gleichbleibenden Bildsprache inszeniert Karl Fensterblicke: aus der Privatheit in den öffentlichen Raum und nicht selten wieder zurück in die Privatheit der anderen. Das Titelbild «Blick aus dem Fenster» ist dabei von besonderer Transparenz: In der Prosa «Leben eines Malers», die 1916 in der «Neuen Rundschau» zum ersten Mal erschien, erzählt Robert mit Blick auf dieses Bild: «(...). Ein weiteres Bild (...) ist das breite Fenster mit Aussicht auf die alten freundlichen Dächer der Stadt. Telegraphendrähte gehen fein und zart durch

die klare Luft. Aus einem Guckfensterchen guckt ein neugieriger Kopf heraus, vielleicht ein armer Dachstübendichter, der nach Freiheit und dichterischem Ruhm und nach schönen Frauen sich so aufrichtig sehnt, wie nur er selber. In einem Zimmer sieht man eine Gesellschaft von Leuten beieinandersitzen. Einer spielt in die abendliche Welt hinaus auf der Mandoline. Über den Hausdächern steht der Frühlingsberg, mit Tannen-, Apfel- und grünen Buchenstücken und süsser lieber Waldwiese, worauf ein Berghaus steht. Wieder sind hier Schwalben in der gelinde säuselnden Luft, und auf dem Fensterbrett von des Malerzimmers Fenster steht ein Glas mit Veilchen (...)»

Einsamkeit, die Sehnsucht «zu der Gesellschaft von Leuten» zu gehören, und es (noch) nicht zu können, spricht aus diesem Bild. Die Bewunderung gilt aber auch dem Künstler, der seinen Part in der Gesellschaft gefunden hat und selbstbewusst seinen Gesang der Welt zu hören gibt. Opfer gar der Regeln, welche die Gesellschaft geschaffen hat, wird der Maler in dem Bild «Mein Heimatstädtchen im Frühling». Das Haus, aus dessen Fenster er auf eine atemberaubend schöne Frühlingslandschaft schaut, steht zum Verkauf: In wenigen Monaten wird er sein ärmliches Zimmer darin verlassen müssen. Später, 1907 – Karl ist längst ein anerkannter Maler – übermannt auch ihn der Wunsch, sich zurückzuziehen, nur noch nach den eigenen Bedürfnissen wie ein Eremit zu leben («Eremit»). Damit trifft er ganz Roberts Stimmungslage, wie dessen Kurzprosa «Der Einsiedler» zeigt. – Ein Jahr später illustriert Karl dann zum ersten Mal Gedichte von Robert. Für dessen Klage, als armer Kommiss «Im Bureau» nachts unter Aufsicht seines Prinzipals sitzen zu müssen, findet Karl die zu erwartende ikonographische Übersetzung: Nur erscheint jetzt das «Draussen» als heimelig: Sternklar ist die Nacht, Vertrauen fliessen der Mond und die hell erleuchteten Fenster der Nachbarhäuser ein. Doch dazwischen befindet sich die trennende Fensterscheibe. Verzweiflung strahlt dagegen Karls Illustration zu Roberts Gedicht «Nicht?» aus. Im Tiefschlaf findet der auf dem Canapé liegende junge Mann Trost, zwischen ihm und dem öffentlichen Leben befindet sich dieses Mal kein Fenster, sondern eine schwere, verschlossene Tür, hinter der die Bedrohung zu vermuten ist. – Wie erstarrt sitzen und stehen dagegen die Dichterfreunde an einem kalten Wintertag – der Blick aus dem Fenster verrät: Es schneit – in der Wohnung. Die Textsprache des Prosastücks «Sechs kleine Geschichten» wird hermetischer, abweisender, die Bildsprache folgt ihr darin – und wird enigmatischer. Kein Augenzwinkern, keine Ironie. Was sich hier vollzieht, sind erste Szenarien von Roberts Ausstieg aus der Gesellschaft.

MICHAEL WIRTH